

**Sebastian Gießmann: Netze und Netzwerke. Archäologie einer Kulturtechnik, 1740-1840**

Bielefeld: transcript 2006 (Reihe Kultur- und Medientheorie), 114 S., ISBN 3-89942-438-7, € 13,80

Aktuelle Untersuchungen der modernen Gesellschaft gehen gemeinhin von deren funktionaler Differenzierung aus. Die Idee einer Bildung von Teilsystemen stellt ein allgemein akzeptiertes Beschreibungsmodell für die Gesellschaft und ihre

historische Entwicklung dar. Im Rahmen solcher Analysen der Differenzierung nach Funktionssystemen bietet der Netzwerkbegriff immer dann eine Alternative, wenn sich beobachtete Strukturen diesem Muster widersetzen. Diese Sonderform der funktionalen Differenzierung erklärt Sebastian Gießmann in seiner kurzen Studie zu Netzen und Netzwerken zum eigentlichen „Movens der Moderne“ (S.11 und 97).

Die Spezifika moderner Netzwerke und Netze sind nach Gießmann die „Darstellung von Komplexität und das Element der Dezentralisierung“ (S.11) – zwei Aspekte, die auch für die funktionale Differenzierung gelten. Gießmann sieht jedoch in seiner (leider wegen der Kürze etwas oberflächlichen) Gegenüberstellung von Netzen und Systemen Vorteile in der Umstellung der Beobachtung von Ausdifferenzierungsprozessen auf Ver- und Entnetzungen, weil letztere „die Analyse hybrider Verbindungen zwischen Systemen“ (S.22) ermögliche. Ein weiterer Unterschied der beiden Beobachtungsperspektiven bestehe darin, dass der Systembegriff auf Komplexitätsreduktion setze, während Netzwerke und Netze Komplexität gerade anschaulich machten. Diese Unterscheidung ist natürlich alles andere als unproblematisch, können doch auch Netzdarstellungen wie beispielsweise Landkarten als unterkomplex hinsichtlich ihres Gegenstandes angesehen werden. Darauf macht zumindest Niklas Luhmann in *Gesellschaft der Gesellschaft* (Frankfurt/Main 1997) aufmerksam.

Die Anschaulichkeit von Netzen und Netzwerken steht nach Gießmann in Zusammenhang mit deren hoher Metaphorizität. Ihm geht es nun um die Betrachtung der Netzmetapher. Dabei schließt er an gängige Metaphertheorien an und betont die wissensgenerierende Leistung von Metaphern. Mit dieser Vorgabe geht er der Frage nach, wie ein Wissen über Netzstrukturen soziale und kulturelle Wirkungskraft entfaltet und zur Beobachtung von (gesellschaftlichen) Netzwerken führt. Unter welchen historischen Bedingungen entwickelt sich ein Netzwerkwissen, das in den 1830er Jahren weitgehend ausformuliert vorliegt und bis heute persistiert? Mit dieser Fragestellung will Gießmann ein Desiderat der Netzwerkforschung füllen, die zwar aktuelle Phänomene hinsichtlich ihrer Netzartigkeit beobachtet, aber dabei die Historizität ihrer eigenen Beschreibungsgrundlage vernachlässigt.

Bei der Frage nach den historischen Bedingungen des Netzwissens ist entscheidend, dass die Netzmetapher zwar als Modell in vielen Wissensbereichen fungiert, jedoch kein Ursprung dieses Modells zu benennen ist. Die unterschiedlichen Wissensfelder, die auf die Netzmetapher referieren, affizieren sich gegenseitig, das heißt, sie bieten sich mit der Netzstruktur wechselseitig Erklärungsmodelle. So zirkuliert die Netzmetapher zwischen diversen Bereichen wie Medizin, Biologie, Verkehrswesen, Sozialutopien etc., die darüber in Verbindung stehen und die Gießmann jeweils für sich untersucht. Ihre Gesamtheit bildet so gleichsam selber ein Netz der historischen Fortschreibung des Netzwissens. Diese Netzwerkartigkeit der Geschichte des Netzverständnisses arbeitet der Verfasser auf, indem

historische Entwicklung dar. Im Rahmen solcher Analysen der Differenzierung nach Funktionssystemen bietet der Netzwerkbegriff immer dann eine Alternative, wenn sich beobachtete Strukturen diesem Muster widersetzen. Diese Sonderform der funktionalen Differenzierung erklärt Sebastian Gießmann in seiner kurzen Studie zu Netzen und Netzwerken zum eigentlichen „Movens der Moderne“ (S.11 und 97).

Die Spezifika moderner Netzwerke und Netze sind nach Gießmann die „Darstellung von Komplexität und das Element der Dezentralisierung“ (S.11) – zwei Aspekte, die auch für die funktionale Differenzierung gelten. Gießmann sieht jedoch in seiner (leider wegen der Kürze etwas oberflächlichen) Gegenüberstellung von Netzen und Systemen Vorteile in der Umstellung der Beobachtung von Ausdifferenzierungsprozessen auf Ver- und Entnetzungen, weil letztere „die Analyse hybrider Verbindungen zwischen Systemen“ (S.22) ermögliche. Ein weiterer Unterschied der beiden Beobachtungsperspektiven bestehe darin, dass der Systembegriff auf Komplexitätsreduktion setze, während Netzwerke und Netze Komplexität gerade anschaulich machten. Diese Unterscheidung ist natürlich alles andere als unproblematisch, können doch auch Netzdarstellungen wie beispielsweise Landkarten als unterkomplex hinsichtlich ihres Gegenstandes angesehen werden. Darauf macht zumindest Niklas Luhmann in *Gesellschaft der Gesellschaft* (Frankfurt/Main 1997) aufmerksam.

Die Anschaulichkeit von Netzen und Netzwerken steht nach Gießmann in Zusammenhang mit deren hoher Metaphorizität. Ihm geht es nun um die Betrachtung der Netzmetapher. Dabei schließt er an gängige Metaphertheorien an und betont die wissensgenerierende Leistung von Metaphern. Mit dieser Vorgabe geht er der Frage nach, wie ein Wissen über Netzstrukturen soziale und kulturelle Wirkungskraft entfaltet und zur Beobachtung von (gesellschaftlichen) Netzwerken führt. Unter welchen historischen Bedingungen entwickelt sich ein Netzwerkwissen, das in den 1830er Jahren weitgehend ausformuliert vorliegt und bis heute persistiert? Mit dieser Fragestellung will Gießmann ein Desiderat der Netzwerkforschung füllen, die zwar aktuelle Phänomene hinsichtlich ihrer Netzartigkeit beobachtet, aber dabei die Historizität ihrer eigenen Beschreibungsgrundlage vernachlässigt.

Bei der Frage nach den historischen Bedingungen des Netzwissens ist entscheidend, dass die Netzmetapher zwar als Modell in vielen Wissensbereichen fungiert, jedoch kein Ursprung dieses Modells zu benennen ist. Die unterschiedlichen Wissensfelder, die auf die Netzmetapher referieren, affizieren sich gegenseitig, das heißt, sie bieten sich mit der Netzstruktur wechselseitig Erklärungsmodelle. So zirkuliert die Netzmetapher zwischen diversen Bereichen wie Medizin, Biologie, Verkehrswesen, Sozialutopien etc., die darüber in Verbindung stehen und die Gießmann jeweils für sich untersucht. Ihre Gesamtheit bildet so gleichsam selber ein Netz der historischen Fortschreibung des Netzwissens. Diese Netzwerkartigkeit der Geschichte des Netzverständnisses arbeitet der Verfasser auf, indem

er anhand einzelner Textartefakte Knotenpunkte des Netzwissens benennt, die jeweils die Verbindungslinien aus den verschiedenen Bereichen zusammenführen. Die einzelnen Texte dienen ihm also dazu, auszustellen, welches spezifische Netzverständnis darin manifest wird.

Von besonderem Interesse ist dabei der ‚Knotenpunkt‘ Saint-Simonismus der 1830er Jahre, der den Abschluss von Gießmanns Untersuchung darstellt. Dieses Projekt bezieht die Netzidee aus verschiedenen Bereichen – maßgeblich Militär, Wasserversorgung und Medizin – und entwickelt daraus einen weltgesellschaftlichen und -wirtschaftlichen Gesamtentwurf, in dem eine globale Verschaltung auf allen Ebenen avisiert wird. Hier geht es nicht mehr um das Netz als Beschreibungsmodell, sondern um Netzwerke als Zielvorgabe. Es zeigt sich „ein spezifisch moderner Impuls, der von Frankreich ausgeht. Von diesem Moment an stellt sich die Frage nach historischen Vernetzungsenergien und Netzeffekten neu“ (S.95), weil auf das Projekt der Vernetzung abgestellt wird. Eine detaillierte Beschreibung dieses neuen Impulses, den er immerhin und ohne Furcht vor Monokausalität als das ‚Movens der Moderne‘ versteht, bleibt Gießmann dann aber schuldig. Die Konturierung seines Netzwerkbegriffs beschränkt sich weitgehend auf die bereits genannten Elemente Komplexität und Dezentralisierung sowie des Weiteren auf Distribution. Diese Beschränkung begründet er damit, dass es gerade die Unschärfe des Begriffs sei, die seine Attraktivität ausmache.

Diese Begründung ist plausibel, hat aber zum Effekt, dass Gießmann seinen Untersuchungsgegenstand und seinen Textkorpus nicht eingrenzen kann. Auch die zeitliche Begrenzung auf das Frankreich der Jahre 1740-1840 legitimiert der Autor sehr vage, wenn er ohne weitere Argumentation die These aufstellt, dass es den Netzideen und -darstellungen vor 1740 an der Verarbeitung von Komplexität, Dezentralisierung und Distribution mangle. Auch diese These ist natürlich plausibel und lässt sich gleichermaßen begriffsgeschichtlich, diskursanalytisch und systemtheoretisch nachvollziehen, aber Gießmann wählt keine dieser Alternativen, sondern überlässt es dem Leser, dies zu glauben oder nicht. Solche Probleme sind durchgehend der Kürze der Ausführungen geschuldet, denn auf gerade einmal 100 Seiten versucht Gießmann die Geschichte des Netzwerkbegriffes und damit das, was die Moderne selbst antreibt, aufzuarbeiten.

Christina Bartz (Köln)